

Auszüge aus der Erzählung *Tagestrübe*,
erschieden im Erzählband „Vom Leben der Kaulquappen“

von Elisabeth Strasser

Das Pip-Pip-Pip des Müllautos im Rückwärtsgang weckte ihn auf. Morgengrauen. Einen Moment kam ihm in den Sinn, dass er gestern Abend vergessen hatte, den Müllsack hinauszutragen und vors Haus zu stellen. Doch er hatte ihn hinausgebracht. Ganz sicher. Nun war er sich sicher. Aber im Halbschlaf kamen manchmal die seltsamsten Gedanken und Zweifel, wenn man noch nicht richtig wach war. Doch nun war er ganz wach und erinnerte sich: Er hatte gestern Abend den Müllsack hinausgetragen. Es war halb sieben. Noch zu früh, aufzustehen, doch da er nun schon einmal wach war ... Warum nicht?!

Montag, 22. April. Trüb. Nicht mehr regnerisch. Das verregnete Wochenende hatte er mit Schularbeitenkorrektur verbracht. Er packte den Stapel Hefte in seine braunlederne, abgewetzte Aktentasche.

In der 3a also heute Schularbeitenrückgabe. Er faltete den Zettel mit den „häufigsten Fehlern“ und steckte ihn ins Seitenfach. In der 1b das vorgesehene und *angekündigte* Diktat. Er kündigte Diktate an. Marions Spezialität war der Überraschungsangriff. „Take out a sheet of paper!“ Dann wussten die Schüler, was es geschlagen hatte. Er war natürlich nie dabei gewesen, doch er konnte es sich vorstellen, sie hatte ihm stets Bericht erstattet. Sie hatten viel über ihre Methoden diskutiert damals.

Nach dem Diktat würde er ihnen Stillarbeit geben. Aus dem Lesebuch. Währenddessen er korrigieren wollte. Die Hälfte würde er sicher in der Stunde schaffen. Er könnte auch in der 7a Stillarbeit geben und dort den Rest der 1b korrigieren. Aber das war nichts. Sie hatten gerade „Die Physiker“ gelesen und die mussten durchbesprochen werden, solange der Leseindruck noch frisch war.

Als Andreas in der Tür stand, fiel ihm wieder einmal auf, wie sehr er seinem Bruder ähnlich sah. Erschütternd ähnlich sah er ihm. Der Einfall, seinen Sohn nach seinem toten Bruder zu nennen, war ihm damals, vor zehn Jahren, ganz selbstverständlich erschienen. Es war bloß ein Name und seine Mutter war gerührt gewesen. Und nun stand Andreas in der Tür, mit seinem noch ungekämmten blonden Haar und der Brille auf der Nase. Sogar die Kurzsichtigkeit hatte er von seinem Onkel gleichen Namens, den er nie kennen gelernt hatte.

Simones sonniges Gemüt verstand es, den trüben Morgen vergessen zu machen. In himmelblauem Seidenmorgenmantel richtete sie Frühstück in der Küche.

Ein ganz normaler Morgen. Thomas Egbert begann einen Tag wie jeden anderen.

Steckbrief:

Name: Egbert, Thomas.

Alter: 53.

Aussehen: 1,75 groß; graublau Augen, braunes Haar, leicht übergewichtig.

Beruf: Gymnasiallehrer für Deutsch seit 25 Jahren.

Familienstand: Verheiratet mit Simone, ein Sohn, Andreas, 10; eine Tochter, Marlene, 27, aus früherer Lebensgemeinschaft.

Hobbys: Lesen, Radfahren.

Selbstbild: Beliebter Lehrer, leger, umgänglich.

„Ein Steckbrief ist die Kurzfassung einer Personenbeschreibung. Ein paar Stichwörter, aus denen ihr aussagekräftige Sätze, einen Aufsatz machen sollt.“

Selbstverständlich hatte er der 3a nicht seinen eigenen Steckbrief als Schularbeitsthema vorgelegt, sondern den einer fiktiven Person. Er hatte ihr den Namen Peter Brenner gegeben und aus ihm einen Bankangestellten gemacht, eine Frau namens Susanne und einen Sohn namens David. Die Tochter und das Selbstbild hatte er weggelassen.

Er schrieb Sätze mit mangelhafter Beistrichsetzung an die Tafel. Ein paar orthografische Mängel kreidete er an. Das Weitere mündlich: Eine Personenbeschreibung unterscheide sich von einer Charakterisierung, dennoch sei eine klare Abgrenzung schwierig. Verhaltensweisen oder typische Eigenschaften einer Person könnten zwar bloß beschrieben werden, doch sie beinhalteten bereits in gewisser Weise eine Charakterisierung. Der Charakter eines Menschen zeige sich in seinem typischen Verhalten, seinen Vorlieben und Abneigungen. „Woher, Philipp, willst du denn wissen, dass Peter Brenner ein Heuchler ist?“ Der Gefragte zuckte die Schultern. „Naja, einer, der Lesen und Radfahren als Hobbys angibt ...“ Einige lachten. „Philipp, du hast aus dem armen Peter Brenner einen Frauenmörder gemacht, bloß weil er Lesen und Radfahren als Hobbys angibt?“ – „Na, der ist doch voll fad. Wenn einer schon Bankangestellter mit Frau und Kind ist, dann muss es doch zumindest noch irgendetwas Interessantes in seinem Leben geben, damit ich mich mit ihm beschäftige.“ – „Na gut, Philipp, du hast Phantasie. Schön. Vielleicht wirst du mal Krimiautor, wenn du dich genauer mit der Rechtschreibung befasst, aber bei einer Personenbeschreibung geht es nicht um Phantasie ...“ – „Geht es doch, Herr Egbert! Außerdem bin ich Legastheniker. Das habe ich mir doch bestätigen lassen.“ Gelächter aus der vollzähligen 3a.

Erinnerungssplitter:

An die vierzig Jahre zurück. Karl Emberger am Pult neben der schematischen Darstellung des Sonnensystems: „Markus, vielleicht werden wir noch miterleben, dass du eines Tages einen Nobelpreis kriegst.“ Gelächter aus der Klasse, vordergründig hatte Emberger das nämlich ein wenig sarkastisch gesagt. Vordergründig, denn hintergründig war er ziemlich neben sich wegen Markus Treibers Frage gewesen. Einer Frage, die eigentlich niemand in der Klasse so recht verstanden hatte, die aber Markus ganz naheliegend erschienen war. Und die Emberger nicht beantworten konnte. Eine Frage, die Markus Treiber sich, seinem Lehrer und der Welt gestellt hatte. Und auf die er vielleicht eine Antwort irgendwann fand.

Pias Blick aus der 7a sagte ihm etwas. Etwas Ähnliches war ihm gegenüber in Worten schon einmal ausgesprochen worden: „Du bemühst dich einfach nicht genug!“

Ein Vater kann das seinem Sohn sagen. Aber eine Schülerin ihrem Lehrer?

Seinem Sohn Andreas gegenüber hatte er diesen Satz nie ausgesprochen, so wie auch sein Vater dessen Sohn Andreas gegenüber diesen Satz nie ausgesprochen hatte, wenn auch aus anderem Grund.

Sein Bruder Andreas hatte es nicht nötig gehabt, sich zu bemühen, denn er war begabt gewesen. Sein Sohn Andreas hätte sich vielleicht mehr bemühen können, denn er war nicht besonders begabt, wenn er sich anstrengte, reichte es für den Durchschnitt. Doch Thomas Egbert hatte, gleich nachdem sein Vater damals diesen Satz ihm gegenüber angewandt hatte, sich vorgenommen, diesen Satz niemals auszusprechen. Weder gegenüber seinen möglichen Schülern, noch gegenüber seinen möglichen Kindern.

Andreas hatte keine Chance gehabt und damit hatte auch nicht die Gefahr bestanden, seine Chance zu vertun. So einfach war das. Wenn man mit kaum zwanzig stirbt, bleibt vieles offen. Eigentlich alles. Bloße Versprechungen und keine Möglichkeit, sich zu beweisen.

Man kann groß reden und sich allerhand vornehmen. Man behält auf jeden Fall recht, wenn einem das Gegenteil nicht bewiesen wird. Wenn das Leben zu Ende ist, bevor es richtig begonnen hat zu beginnen, dann hat man keine Möglichkeit, sich zu beweisen und man gerät nicht in Gefahr, dass einem das Gegenteil bewiesen wird. [...]

Um die beiden Brüder hatten sich die Eltern recht wenig gekümmert. Sie waren keineswegs vernachlässigt worden, doch sie hatten viel Freizeit. Ihre Spiele waren wild gewesen. Sie kletterten auf Bäume – etwas, das Thomas seinem Sohn nie erlaubt hätte – und trieben sich in einem einsturzgefährdeten Haus herum. Sie hatten irgendwo einmal gehört, dass es früher üblich gewesen sei, im Fundament eines Hauses einen Schatz zu vergraben. Es störte sie nicht, dass das konkrete Haus um 1880 erbaut worden war, zu einer Zeit, als dieser Brauch

gewiss längst aus der Mode gekommen war. Sie suchten nach dem Schatz in dieser Ruine und dort rauchten sie auch ihre ersten heimlichen Zigaretten und feierten heimliche Zeremonien. Sie waren Mitglieder eines Geheimbundes, dem nur sie beide angehörten. Ein geheimes Wissen war ihnen eigen, das niemand sonst kannte. Es war so geheim, dass nicht einmal sie selbst es kannten, jedoch Mutmaßungen darüber austauschten. Selbstredend hatte Andreas dabei die phantasievollsten Vorschläge. Während Thomas' Phantasie sich gerade einmal auf den „Stein der Weisen“ beschränkte, von dem er im Geschichtsunterricht gehört hatte, erklärte Andreas, dass es eine „Formel des Lebens“ gebe. Eine komplizierte mathematische Formel, mit deren Hilfe Gelehrte späterer Generationen das Geheimnis des Lebens entschlüsseln könnten. Und nicht nur das, sie würden damit auch die Existenz Gottes beweisen können, Anfang und Ende aller Zeit erkennen, die Zusammensetzung der Urmaterie und die Beschaffenheit des Unendlichen. Andreas schrieb fünf Zeilen eines Schulheftes voll mit Ziffern, griechischen Buchstaben, Potenzen und Wurzeln, Brüchen und Multiplikationen. Am Anfang der ersten Zeile malte er feierlich ein Omega und ein Gleichzeichen. „Das ist die Formel des Lebens. Nur wir beide kennen sie. Wir werden sie hier vergraben, damit künftige Gelehrte auf sie stoßen und sie entschlüsseln können.“ Er riss also das Blatt aus dem Heft, nahm eine Zigarrendose aus Blech, die er zu Hause am Dachboden gefunden hatte, und legte das Blatt Papier hinein. Dann gruben sie ein Loch von mindestens einem Meter Tiefe und stellten die Dose darein. Zwanzig Jahre später hatte man die Reste des Hauses abgerissen und die neue Bahntrasse dorthin verlegt.

„Seien wir realistisch, versuchen wir das Unmögliche.“ Eines der Lieblingszitate seines Bruders, angeblich Che Guevara zugeschrieben. Schön. Könnte man anstreben. Koinzidenz. Vereinbarkeit und Vereinigung der Gegensätze. $\Omega = \alpha$. Die Realität aber ist die Entropie. Das Auseinanderstreben, die Explosion. Das Auseinanderfliegen der Trümmer. Das Tohuwabohu, das Chaos, das auch am Anfang war. Also wiederum: $\Omega = \alpha$. Aber angeblich ist das Ziel aller Materie das Schwarze Loch. Die völlige Komprimierung auf dichteste Dichte. Der Zusammenfall, die Implosion. Das schlichte AUS. Bevor etwas geworden ist, war auch das Nichts. Das Ende wie der Anfang. $\Omega = \alpha$. Wahrscheinlich läuft es tatsächlich darauf hinaus. Schon wieder trifft Andreas auf Markus Treiber. Die Formel des Lebens trifft auf das Schwarze Loch. Schwarze Löcher sind Markus Treibers Spezialgebiet. Schön für ihn. Vielleicht bringen sie ihm den Nobelpreis ein. [...]

„Seien wir realistisch und versuchen wir das Unmögliche.“ Schön gesagt, Che. Aber auch nichts Neues, wenn du dich so umschaust in der Geschichte der Philosophie. Sind schon andere tausende Jahre davor darauf gekommen. Doch neu hast du es für dich durchdacht, das ist immerhin schon etwas. Wie mein alter Freund Markus von selbst auf eine Antwort gekommen ist, die jemand anders zwei Jahrhunderte vor ihm gefunden hatte. Gratuliere euch

beiden! Und Gratulation auch an Philipp und an Andreas. Schön, gut, ihr seid genial. Ihr versteht euch aufs Nachdenken und aufs Verstehen und Weiterdenken. Und auf das Stellen der richtigen Fragen. Ich bin bloß ein Wiederkäuer. Klar, ein harmloses Rindvieh, ein Ochs auf der Weide. Und ihr seid die Bullen, die wahren Alphatiere der Welt. Ihr habt Genie. Ihr habt Genialität und Zeugungskraft. In eurer Vorstellung entsteht eine neue Welt oder zumindest eine neue Sicht auf die Welt. Ihr seid die Schöpfer und die Entdecker, die Weltumsegler und Astronauten, die Rekordhalter und Nobelpreisträger, euch liegt die Welt zu Füßen, euch jubelt die Menge zu, euch verdammt sie, euch verbrennt sie glorios, wenn die Zeitumstände entsprechend sind, aber auch dann seid ihr Helden, insbesondere dann. Euch nennt man Buddha und Christus, Salvator und Messias, Held und Auserwählter. Ihr seid Idole und wenn ihr scheitert, seid ihr Märtyrer. Ich bin ein kleines Rädchen, ein harmloser kleiner Lehrer, der nur wiederkäut und weitervermittelt, was andere errungen, durchdacht und aufgeschrieben haben. Ich habe keine Phantasie. Ich habe nur im Unterricht aufgepasst und vom Stein der Weisen reden hören. Von einer Formel des Lebens hatte ich nie etwas gehört und es fehlte mir an Phantasie, sie zu erfinden. Andreas hat sie aufgeschrieben, mein längst toter Bruder, und unter dem Fundament eines Hauses ohne Dach eingegraben. Die Eisenbahn fährt jetzt darüber, mein Bruder, oh ja, das hast du nicht mehr miterlebt, dass sie genau das tut. Der Railjet und der Intercity mit 200 Kilometern pro Stunde brausen darüber, während du vermoderst und ich zumindest zwei Kinder gezeugt habe. Das ist doch auch etwas an Schöpferkraft! Da schaut ihr, ihr Bullen und Alphatiere. Ja, ich habe zwei Kinder: eine Tochter, wunderschön, begabt und berühmt, und einen Sohn, aus dem gewiss etwas wird, auch wenn er sich nicht anlässt, ein Genie zu werden, wird er vielleicht einmal der Vater oder der Großvater eines Genies. Ihr könnt ruhig lachen über mich. Aber genauso gut kann ich über euch lachen: Andreas, du bist nichts als tot! Markus, du bist ein armseliger Wurm, obzwar ein genialer Wissenschaftler, bist du als Mensch eine Niete, dass du es als Freund bist, hast du mir bewiesen mit deinem diskreten Hinweis, dass meine Prüfung zugegeben erschummelt war. Ein Freund tut das nicht, er verrät einen Freund nicht. Sich dabei mit Ehrlichkeit zu rechtfertigen, gilt nicht. Ein Schwein ist ein Schwein. Ein Verräter ist ein Verräter. Und Philipp, du eingebildeter Legastheniker, du hast zwar einen Patzen Phantasie mitbekommen, die aus einem fiktiven Bankangestellten einen fiktiven Frauenmörder macht, doch du bist erst dreizehn und deine Zukunft steht auf schwachen Beinen. Bilde dir nur nichts ein! Und Pia, du ... – Er brach seinen Gedankengang beim Gedanken an Pia ab. [...]

Der Erzählband „Vom Leben der Kaulquappen“
ist soeben neu erschienen im Resistenz Verlag,
(ISBN 978-3-85285-25)